

Der Türkenveit.

Eine Geschichte aus dem Donaulande.

Von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Solange der Türkenveit rauchte, blieb er in der Stube. Draußen im Freien zu rauchen hätte er für Verschwendung gehalten. Da nahm der Wind die Rauchwolken mit sich fort. In der Stube blieben sie um den Türkenveit herum in der Luft schweben, was den Genuß verlängerte.

Als das letzte Rauchwölkchen aus der rasselnden Pfeife gesogen war, hatte die Morgenthätigkeit des Einsiedlers ihr Ende erreicht.

Er ging hinaus und setzte sich auf die Bank neben seiner Thür in die Sonne. Da hockte er, im hellen Morgenlichte noch urälter aussehend, als er ohnehin war, und blinzelte auf den blaugrauen, schier unübersehbar breiten Strom hinaus, in dem die Wogen sich dahinschoben wie die Lebenstage des Türkenveit. Eine gleich der anderen, und immer wieder kam eine neue heran, endlos, endlos ... Dazwischen spähte er öfters einmal nach dem zerbröckelnden Gemäuer auf dem Hoheneggstein, das sich so scharf von dem hellen Himmel abzeichnete, und lauschte dann wieder auf die dunklen, wirr durcheinander raunenden und schwatzenden Stimmen in seinem Innern.

Gegen Mittag zu kam Rosel vorüber. Sie war vom Hause fortgelaufen, um sich wenigstens den Ort anzusehen, an dem sie sich morgen mit ihrem Liebsten treffen wollte, vielleicht zum letztenmal für das ganze, lange Leben. Das Mädel sah nicht nach dem Türkenveit, als es auf der anderen Seite der Straße an der Hütte vorüberkam. Ihr lag das Grauen noch in den Gliedern, das er ihr tags zuvor eingejagt hatte, und der Alte hielt den Kopf auf die Brust gesenkt und that, als bemerke er die Rosel nicht. Ihretwegen hatte er sich ja gestern die Ungnade seines Lebensgefährten zugezogen. Als sie aber vorüber war, blinzelte er ihr doch nach, solange er sie aus den Augenwinkeln, ohne das Haupt zu wenden, sehen konnte.

„Die Annerl!“ seufzte er im stillen. „Wenn i ihr helfen könnt'! — Aber st! — I darf ja nit.“

Und er sank tiefer in seine halbverrückten Grübeleien.

Die Sonne stieg und neigte sich wieder, die Schatten wurden länger und länger, der Türkenveit saß auf seinem Platz, ohne sich zu regen. Die Holzarbeiter zogen wieder vorbei, die Stummelpfeifen im Mundwinkel, auf den Schultern Axt und Säge. Heute grüßte den Alten vor seiner Hütte keiner, und der that, als sähe er die Leute nicht. Dann folgte der Abend mit seinen Verrichtungen. Der Falke wurde mit Koseworten herbeigelockt und in die Hütte gebracht, das Abendbrot aus der Tischlade geholt, Mäusefutter ausgestreut, und endlich lag der Türkenveit wieder auf seinem Hundelager und träumte den nämlichen Traum, den er seit unzähligen Jahren jede Nacht träumte. Im Mondlicht glitzernde Wellen um einen Kahn her; in dem stand ein Bursch und starrte entsetzt auf ein von unendlicher Angst verzerrtes Menschengesicht, das vor ihm aus dem Wasser emportauchte. Um den Kopf des Ertrinkenden herum schwärzlich huschende Fischgestalten, große und kleine. Hie und da reckte sich ein schuppenglänzender Fischkopf empor, mit häßlichen starren Augen und schnappendem Maule.

Der Alte kreischte im Traum. Und langgezogen wimmernd folgte der Ruf: „O Annerl! Annerl!!“ —



Professor Dr. Wilhelm Hertz †. (S. 44)

Des anderen Morgens, als der Türkenveit eben wieder aus seiner Hütte gekrochen war und sich auf die Bank gesetzt hatte, fiel ihm ein junger Mann auf, der vom Walde her die Straße herabspazierte. Der Alte betrachtete ihn nach seiner Gewohnheit neugierig, solange er konnte, ohne daß der andere es gewahr wurde, und wandte den Kopf weg, als der Mensch herankam. Ein Fremder, wohl aus Gopfing drüben über der Donau. Da wohnen welche und die kommen manchmal herübergerudert, um sich die Ruine anzusehen.

Der junge Mann, der für einen Menschen, welcher zu seinem Vergnügen spazieren geht, ein gar trauriges Gesicht machte, ging aber nicht vorbei, sondern kam auf den Alten zu.

„Guten Morgen!“ sagte er mit einer Stimme, die auch nicht gerade lustig klang. „Wollen S' mich nicht da auf Ihrer Bank ein bissel rasten lassen?“

Der Türkenveit hob überrascht den Kopf. Ein solches Verlangen hatte lange niemand mehr an ihn gestellt. Als er sich den so sonderbaren Menschen, der neben dem gemiedenen Türkenveit sitzen wollte, aber genau ansah, durchfuhr es ihn so sonderbar, daß er zusammenzuckte. „Ja, was wär' denn dös?“ murmelte er, während er nach dem äußersten Ende der Bank rutschte, um dem jungen Herrn Platz zu machen. „Was wär' denn dös?“

Der Fremde ließ sich nieder und sah eine Weile schweigend auf das Wasser hinaus. Der Alte regte sich auch nicht; aber er ließ seinen Nachbar keinen Moment aus den Augen. Scharfsichtig trotz seiner hundert Jahre, sah er es den Augen des Herrn an, daß sie geweint hatten; aber das merkte er nur so nebenbei. Was ging's ihn an, ob solcher junge Laffe heulte oder lachte. Aber dieses Gesicht, woher kannte er nur dieses Gesicht, das ihn so vertraut anmutete, und das er doch nie gesehen hatte, nie gesehen haben konnte, denn der Fremde zählte kaum dreißig Jahre? In der Gegend war er nie gewesen, der Türkenveit aber wohnte seit sechzig Jahren hier in der Hütte.

„Dös G'sicht!“ murmelte der Alte und wühlte in seinem versteinerten Gedächtnis, um eine tiefbegrabene Erinnerung, die jetzt auf einmal aus ihrem Grabe wollte, heraufzuholen.

Da begann der Fremde: „Sie sind wohl der hundertjährige Mann, der in der Gegend der Türkenveit genannt wird?“

Jetzt meinte der Alte auch die Stimme des Fremden schon gehört zu haben. Aber wo? Wo? Er riß die Augen weit auf und

bohrte sie förmlich in das Gesicht des Fremden. Seine braunen, dürren Hände zitterten dabei, sein Atem keuchte.

„Wohl, wohl,“ stieß der Alte hervor. „Der bin i scho'. Aber den Türkenveit heißen s' mi' nur so. Eigentlich heiß' i Veit Schallngruber.“

Aengstlich forschte er in den Zügen des jungen Mannes, ob dem der Name wohl irgendwie auffallen würde.

Der Fremde verzog aber keine Miene in seinem traurigen Gesicht. „So?“ sagte er. „Ich heiß' Mader, Karl Mader.“

Mader! Auch dieser Name schlug so sonderbar bekannten Klanges an das Ohr des Alten. Mader . . . auf einmal leuchtete es in dem Dunkel seines ringenden Gedächtnisses auf wie ein Blitz. Jetzt wußte er, woher er den Namen kannte. Und das Gesicht und die Stimme — Gesicht und Stimme und Gestalt . . . in allem war der Fremde der ganze Wastel Schallngruber, als wäre er dem Grabe entstiegen, dem nahen Grabe in der Donau. Und der Name! Hieß nicht jene Frau in Wien so, die . . .?

Die Aufregung war zu viel für den alten Mann. Er lehnte sich aufstöhnend an die Wand hinter ihm und wäre von der Bank gefallen, hätte ihn nicht der Fremde, endlich auf das sonderbare Gebaren des Greises aufmerksam geworden, festgehalten.

Die Anwandlung währte aber nur ein paar Minuten. Dann richtete sich der alte Mann wieder auf und sagte mit etwas schwacher Stimme: „Warten . . . da warten! — Nit glauben, daß i verrückt worden bin! — Bist ja mein Bub'. — Aber nein, mein Bub' hat ja Wastel g'heißen. — Wie is denn nacher das? — Mein Enkerl bist. Ja, freilich. Mein Enkerl. — Is ja scho' lang her seitdem . . . so lang . . . Wart, Büberl, wart! — I muß mir was holen . . .“

Er stand mühsam auf und wackelte zitternd und mit sich selbst redend in die Hütte.

Der junge Mann saß da und starrte dem sonderbaren Alten nach wie im Traum. Hatte der nicht gesagt, er wäre sein Enkel? Bah, davon hätte er doch auch etwas wissen müssen. Der Alte war wohl verrückt. Hundert Jahre — das ist ein so tiefer Zug aus dem Becher der Zeit, daß die Sinne davon wirbelig werden müssen. . . . Da pochte es hinter ihm an die Fensterscheibe. Er wandte sich um und sah hinter dem erblindeten Glase undeutlich das Eulengesicht des Alten und sein weißes Haar. Er schien ihm zu winken, doch hereinzukommen.

Als Karl Mader in das Zimmer trat, prallte er vor dem Geruch, der ihm entgegenströmte, entsetzt zurück. Der Türkenveit aber faßte ihn mit beiden Händen am Arm und zog ihn an den Tisch.

„Da,“ krächzte er mit erlöschender Stimme, „da . . . lesen thu' . . . i kann nimmer . . . mir schwimmt alles vor die Augen . . .“

Jetzt gewahrte der junge Mann erst ein Stück Papier, das auf dem schmutzigen Tische lag. Auf wankenden Beinen — die Aufregung des Alten hatte sich nun auch ihm mitgeteilt — trat er hin und beugte sich darüber.

Es war ein alter Trauschein. In den hakigen Schriftzügen unserer Urgroßväter bescheinigte er, daß der Junggeselle Veit Schallngruber aus Gopfing in Niederösterreich am 15. Juli 1823 mit der Jungfrau Barbara Mader aus Linz in Oesterreich ob der Enns in der Pfarrkirche zur heiligen Brigitta in Wien die heilige Ehe geschlossen habe.

„Glaubst es jetzt, Büberl?“ kreischte der Türkenveit. „Mein Enkerl bist! — Mein Enkerl! — Und ausschau'n thust wie der Wastel,“ fügte er schaudernd hinzu.

Mader mußte sich an dem Tische festhalten, um nicht zusammenzubrechen vor Aufregung und von der Uebelkeit, die ihm die Stickluft des Zimmers verursachte. Dieser unheimliche, häßliche, uralte Zwerg, der in der Höhle da hauste, sollte sein Großvater sein? — Aber es stimmte. Seine Großmutter hatte Barbara geheißen, Barbara Mader, nach ihren Eltern, und in der Familie gingen allerlei Gerüchte über den Grund, aus dem sie, die in Wien geheiratet, sich von ihrem Manne getrennt und ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte. Und sein Vater hieß Sebastian.

Der junge Mann wurde aus seiner Starrheit durch die Stimme des Türkenveit geweckt. Der hatte die Hand seines Enkels ergriffen und hielt sie zärtlich zwischen seinen Fingern, die sich anfühlten wie hartes, mit rauhem, trockenem Leder bezogenes Holz.

„Mein Enkerl!“ stammelte er dabei. „Mein Enkerl! Sag, lebt denn dein Vater noch, der Wastel?“

„Der is vor zwei Jahren g'storben,“ antwortete der junge Mann leise.

Der Türkenveit nickte. „G'storben! — Ja natürli', sie sterben ja alle weg, alle. — Nur i muß immer fortleben, wie der ewige Jud'. Wegen meiner Sünd'. Wegen meiner großen Sünd'.“

Er murmelte irgend etwas Unverständliches, während er immerfort die Hand Maders streichelte, scheu und behutsam, als fürchte er, sie könne ihm plötzlich unter den Fingern entschwinden, und alles wäre nur geträumt.

Und unter dieser scheuen, demütigen Liebkosung begann sich in das Grauen, das den Enkel erfüllte, etwas wie eine sonderbare Neigung zu dem uralten Männchen zu mischen. Mader erwiderte den Händedruck des Alten und wunderte sich dabei über sich selber. „Die Stimme des Blutes,“ dachte er erschüttert.

Da begann der Alte wieder lauter zu reden. „Also mein Enkerl bist d'. — Jetzt müßten wir uns eine Menge erzählen. Aber mir is gar nit gut. — So schwach. — Nur eins sag' mir noch: wie kommst jetzt auf einmal daher? Gelt, die Rieder-Rosel is dei' Schatz?“

Mader blickte erstaunt auf. „Ja. — Aber woher wissen S' — weißt du das, Großvater? Hat's dir die Rosel erzählt?“

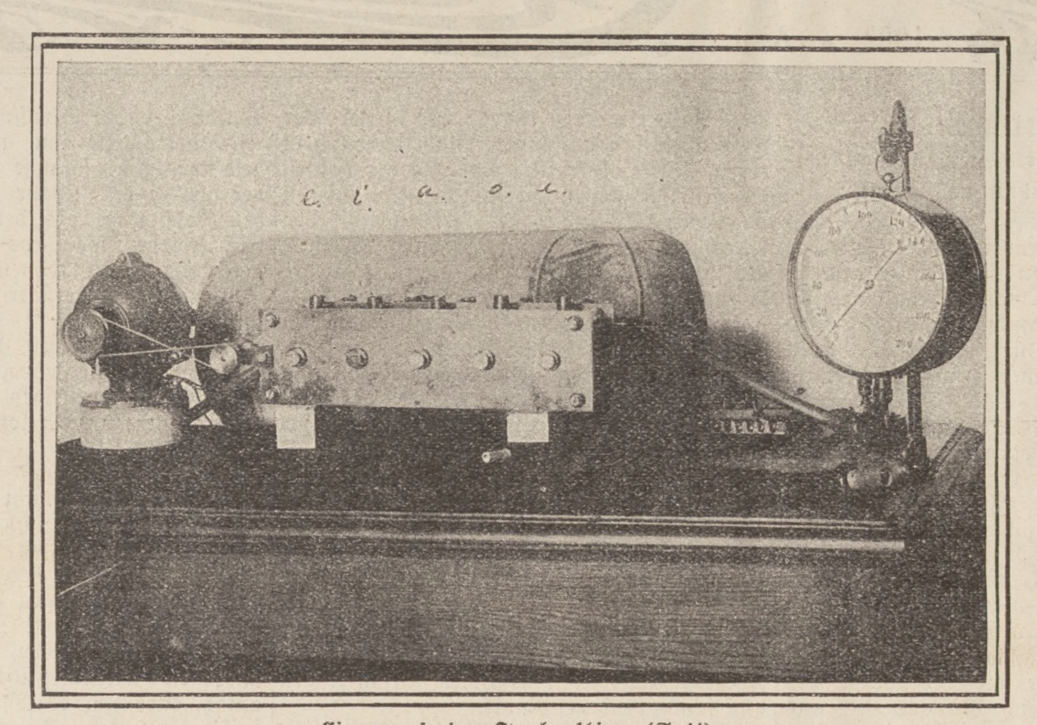
Der Alte schüttelte den Kopf. „Nix hat s' mir erzählt. — Aber wenn eins so alt wird, bald hundert Jahr', dann weiß er allerhand, was ihm niemand sagt. — Also die Rieder-Rosel — ihretwegen bist du daher 'kommen. — Ja, ja, so hat's kommen müssen, grad so . . .“

Er verfiel wieder in sein Murmeln. Dann sagte er: „Geh jetzt, geh. — Aber erst hilf mir zu mein' Bett dort in der Eck'. — Ein schön's Bett, was? — Graust dir nit vor dein' Großvater?“

„Aber Großvater!“ sagte der in ziemlicher Verlegenheit, während er den Alten, der umzusinken drohte, mit beiden Armen stützte.

„So, so! — Ich dank' dir auch schön. — Und jetzt geh nur, geh. — Ich muß mi' erst ausrasten und ein bissel Ordnung machen in mein' armen Kopf. — Du, da drin is eine schöne Unordnung eing'rissen in die langen, langen Jahr. — Das muß i alles ein bissel z'rechtrucken. — Und nachdenken, ob i dir nit was helfen kann . . . dir und der Rosel, die der Annerl grad so gleich schaut wie du dem Wastel. — Das verstehst du nit, gelt? Ich werd' dir's schon erzählen, dir und der Rosel. Wenn's sein kann, so kommt her heut auf d' Nacht, alle zwei. — Derweil werd' ich mich ausg'rast' haben . . . ausg'rast'.“

Er verfiel in Schlummer. Karl Mader stand eine ganze Weile an seinem Bette und sah mit einem Herzen, in dem sich Grauen, Zuneigung und ein unendliches Erstaunen durcheinander drängten, auf den schlafenden Alten. Und je mehr er hinsah auf das uralte Gesicht, desto stärker wurde ein eigentümliches, unbegreifliches Gefühl in ihm. Eine wahnsinnige, durch nichts begründete, aber auch durch keine Ueberlegung zu verdrängende Hoffnung, daß nun alles gut werden müßte, kam über ihn. War da nicht ein Wunder geschehen? An dem Orte, an den er mit Verzweiflung im Herzen gekommen war, von einem verzweifelten Briefe seiner Geliebten gerufen, an diesem Orte hatte er einen uralten Vorfahren gefunden, von dem er nie gewußt hatte, der nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gar nicht mehr am Leben sein konnte. War das nicht ein Wunder? Solange aber Wunder geschehen, war



Eine neuerfundene Sprechmaschine. (S. 44)

kein Grund zum Verzweifeln. — Endlich riß er sich los und verließ die Hütte. Leise klinkte er die Thür auf und zog sie hinter sich wieder zu, um den Schlaf des Alten nicht zu stören. Als er draußen im hellen, klaren Sonnenscheine stand, fiel die Märchenstimmung freilich zum größten Teile wieder von seinem Herzen ab. Er sagte sich seufzend, daß trotz des wunderlichen Ereignisses der letzten Stunden seine Lage genau so übel sei wie früher. Aber es war eigentlich nur sein Kopf, der sich das sagte. Das Herz wollte nichts davon hören und behielt jenes unerklärliche Sicherheitsgefühl, das er sich in der schmutzigen, baufälligen Hütte da hinten geholt hatte.

Und aus diesem Sicherheitsgefühl kam eine gewisse Keckheit. Mader wagte sich in das Dorf Eggstein hinein, das er nach Rosels Wunsch doch meiden sollte, und hätte das Mädchen vor aller Welt begrüßt, wenn er es zufällig auf der Straße getroffen hätte. Er erwog sogar, ob er die Geliebte nicht auf gut Glück in ihrem Vaterhause aufsuchen solle.

Das ließ er aber am Ende doch sein und ging dafür in das Dorfwirtshaus. Die Wirtin war eine redselige Frau. Als der fremde Gast sich durch die Bestellung eines feinen Mittagessens, Brathuhn mit Salat und alten Gumpoldskirchener als Getränk, als ein Mann erwiesen hatte, der es verlangen durfte, daß man ihn ehre, setzte sie sich zu ihm und begann eifrig zu schwatzen. Mader brachte das Gespräch vorsichtig auf den Riederhof, und vor dem ortsfremden Ausflügler ließ die rundliche, behäbige Frau ihrer Zunge freien Lauf.



Julio Roca,
Präsident der Argentinischen Republik. (S. 44)

Ja, der Riederhof. Ein feines Anwesen, schon mehr Rittergut wie Bauernhof. Aber die Leute drauf, die richteten es zu Grund. Der Heutige hatte vielleicht am wenigsten schuld, obwohl er auch kein guter Wirt war. Ein Kartenspieler und Stadtfahrer war er, der gar zu gerne in Wien drin den großen Herrn spielte. Das könnte er sich ja erlauben, wenn sein Vater ein besserer Haushälter gewesen wäre. Der hatte es aber erst getrieben! Ueberhaupt die Rieder, die vor zwei Menschenaltern auf den Hof gekommen waren — es war nichts los mit ihnen. Der Hof hatte früher Himmelbauernhof geheißen; die Himmelbauern, das waren andere Leute, ja, die wohl. Aber da hatte der letzte keinen Sohn gehabt, nur eine Tochter, und die war auf einmal an den Großknecht im Hause verheiratet worden. Böse Geschichten seien damals erzählt worden über diese Heirat. Und seitdem seien die Geschichten, die vom Riederhofe handelten, nicht zur Ruhe gekommen. Der Großvater des jetzigen Bauern, eben der frühere Knecht, sei freilich ein braver Mann gewesen. Aber der Sohn! Ein Raufer, ein Säufer und Spieler, wie's bald keinen mehr gegeben habe. Und der Jetzige so jähzornig. Vorgestern hatte er den Großknecht, der seinen rückständigen Lohn haben wollte, fast erschlagen. Das kostet ihn wieder ein schönes Geld. Dabei stecke er ohnehin schon in Wuchererhänden und bräche fast zusammen unter der ungeheuren Schuldenlast ...

Mader wurde bei diesem Redeschwall übel genug zu Mut. Um endlich etwas Erfreulicheres zu hören, fragte er: „Na, und die Kinder? Er wird doch welche haben, der Großbauer?"

„Die Rosel meinen S'?" fragte die Wirtin eifrig. „Ja, die is ein sauberes, lieb's Dirndel. Aber, aber," sie zog die runden Schultern hoch, „eine Riederin is die halt auch, wer weiß was die noch anstellt! Und dazu hat s' der Alte in der Stadt erziehen lassen. Stellen S' Ihnen nur vor, lieber Herr: eine Bauerntochter, die ein Klavier hat und in die Büchle liest wie ein Komtesserl! Und erzählen thut man sich von ihr auch was."

Sie sah sich vorsichtig um, ob niemand da sei, der sie hören könne. Die Wirtsstube war leer; nur die Fliegen summten an den Fenstern. Trotzdem dämpfte die Wirtin ihre Stimme zum Flüsterton herab, als sie fortfuhr: „Wissen S', die Leut' sagen, sie hätt' in der Stadt eine heimliche Liebschaft ang'fangt, mit der sie sich vor ihrem Vater nit hervortraut, ein' Studenten oder so ein', der nix is und nix hat. In Linz muß er jetzt leben, denn der Postmeister find' alle Augenblick ein' Brief mit der Rosel ihrer Handschrift; der is an ein Fräulein in Linz adressiert. Na, ob das „Fräulein" nit ein' recht feschen Schnurrbart hat? — Und sehr oft kommen auch Briefe aus Linz an die Rosel. Die Adress' is freilich von einer Weiberhand, aber mein Gott, eine Adress' schreibt bald wer ..."

Mader erschrak nicht wenig, als er sah, daß Rosels so sorgfältig gehütetes Geheimnis in aller Leute Mund war. Und wie richtig der Dorfklatsch kombinierte! Es fehlte nur, daß die Leute herausgebracht hätten, der Schatz der Rieder-Rosel sei Steueramtsassistent in Linz mit sechshundert Gulden Jahresgehalt und heiße Karl Mader, und das Fräulein, an das Rosel ihre Briefe adressierte, sei fünfzig Jahre alt und die Quartierfrau des Karl Mader, der braunes Haar und braunen Schnurrbart habe, blaue Augen und auf der linken Wange einen Schlägerschmiß. Es war einfach unheimlich.

Dagegen war er mit allem anderen, was er gehört hatte, wohl zufrieden. Nach dem Briefe Rosels hatte er gefürchtet, von Heiratsplänen zu hören, die Rieder für seine Tochter schmiede. Da die Wirtin davon nichts gesagt hatte, so war gewiß nichts derartiges im Werke. Der Schreckensbrief war also wahrscheinlich durch irgend ein neues finanzielles Unglück veranlaßt. Der Bauer stand vielleicht knapp vor dem Konkurs, und das verängstigte Mädchen wollte den Geliebten in übergroßem Zartgefühl verabschieden, um ihm nicht als gänzlich mittellose Frau den Kampf um das Dasein gar zu schwer zu machen. Den Unsinn aber wollte er ihr schon austreiben. Wozu verliebte man sich denn ineinander, als um selbander allerlei Unangenehmes zu tragen? Heute noch trotzte er ihr die Erlaubnis ab, daß er endlich einmal mit ihrem Vater reden dürfe, und dann wurde geheiratet. Und wenn sie nichts mitbekam, als was sie anhatte. Sie wollten schon auskommen. Er verdiente ja nebenbei durch Privatunterricht, den er erteilte. Und vorrücken mußte er doch auch. Und dann hatte er jetzt ja einen Großvater. Der Alte hatte in seinem langen Leben vielleicht die Goldmacherkunst oder so etwas Einträgliches erfunden. Wenn er aber auch nichts hatte, so hatte er doch eines: das Recht, Urgroßvater zu werden, und zwar möglichst bald. Wenn einer hundert Jahre alt ist, ist es die höchste Zeit, ihm diese Patriarchenwürde zu verleihen.

Mit solchen scherzhaften Gedanken verscheuchte sich Karl Mader die Sorgen, die sich immer wieder meldeten; dann kam das Mittagbrot. Der junge Mann vertilgte das Brathuhn bis auf die Knochen und trank mit großem Behagen den trefflichen Wein. Als er vom Tische aufstand, war er so zufrieden und vergnügt, als hätte er das große Los gewonnen. Er freute sich so auf den Abend, an dem er sein armes, verängstigtes Liebchen in die Arme nehmen und ihm die Sorgen wegscherzen und wegküssen wollte.

Den Nachmittag beschloß er zu einem Ausflug auf den Hoheneggstein zu verwenden, der so lockend in das Fenster der Wirtsstube, an dem Mader gespeist hatte, hereingrüßte. Er verlangte von der Wirtin seine Rechnung und brach dann auf.

Als er auf seinem Wege an der Hütte des Türkenveit vorüberkam, stand die Bank neben der Thür leer. Der alte Mann schlief wohl noch. Mader unterließ es, nachzusehen, wobei er ihn doch nur gestört hätte, und ging weiter.

Er wanderte in dem herrlichen Buchenwalde bergwärts nach der Ruine und war entzückt, als er oben angelangt war. Solche bröckelnde Mauertrümmer waren ihm von jeher ans Herz gewachsen, und ein malerischeres Gewirr von eingestürzten Gewölben, geborstenen Pfeilern und rauchgeschwärzten Zinnen hatte er kaum je gesehen. Und gar erst der Turm! Der stand noch fest und trotzig, und auf seiner Innenseite waren sogar noch genügende Ueberreste der früheren Treppe, daß sich's ein guter Turner gar wohl zutrauen konnte, hinaufzuklettern.



German Riesco,
Präsident der Republik Chile. (S. 44)

Karl Mader war ein guter Turner und stand bald oben auf der Zinne der Mauer, zu der sein Großvater so viele tausendmal emporgeblickt hatte. Er sah weit über die majestätische, silbern blinkende Donau hinüber, auf der ein Dampfer scheinbar regungslos lag, aus dieser Ferne anzusehen wie ein Kinderspielzeug. Er sah in der Ferne die blauenden Höhen des Wiener Waldes, hinter denen die Stadt lag, die schöne, große, uralte und ewig junge Stadt, neben tausend anderen Dingen vor allem dadurch historisch bedeutend, daß dort vor zwei Jahren ein gewisser Herr Karl Mader ein Fräulein Rosel Rieder kennen gelernt hatte. In die Falten des grünen Hügellandes, das sich bis an jene Höhen hinzog, schmiegten sich hundert Dörfer mit lustig blinkenden Fensterscheiben ...

Sinnentrunken von diesem wunderschönen Nachmittage stand, als es Abend geworden war und die verabredete Stunde heranrückte, der junge Mann auf der Waldstraße, etwas oberhalb der Hütte des Türkenveit, und spähte einer Gestalt entgegen, die diese Straße vom Dorfe her heraufkam. Sein Herz klopfte. War sie's wirklich oder war es irgend ein Bauernweib, vor dem er sich besser nicht sehen ließ, wenn er in einem Dorfe, das so scharfe Zungen hatte wie die der Frau Wirtin heute, den Ruf der Geliebten nicht gefährden wollte!

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der ausgezeichnete Litteraturprofessor und Dichter **Dr. Wilhelm Hertz** ist in München gestorben. Er war am 24. September 1835 in Stuttgart geboren, studierte in Tübingen Philologie und Philosophie und habilitierte sich im Jahre 1862 in der bayerischen Hauptstadt als Privatdozent für germanische Altertumskunde. 1878 wurde er ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule daselbst und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Neben seiner Lehrthätigkeit war der Verstorbene auch als Dichter sehr produktiv und wußte mittelalterliche Stoffe anmutig und formvollendet zu behandeln. Besonders hervorragend sind seine Neubearbeitungen von „Tristan und Isolde" und „Parzival". — Dem Dr. Marage in Paris ist es nach langen Versuchen gelungen, eine **Sprechmaschine** zu konstruieren, welche deutlich die fünf Vokale wiedergiebt. Die innere Einrichtung ist natürlich Geheimnis des Erfinders, doch weiß man, daß die Maschine durch Acetylengas in Thätigkeit versetzt wird, und man durch Druck an einen der fünf Knöpfe den entsprechenden Laut erhält. Die Erfindung ist besonders für Techniker interessant, da sie die Möglichkeit eröffnet, die Nebelhörner der Seeschiffe künftighin Vokale aussprechen zu lassen, was für die Sicherheit der Schiffahrt ein bedeutender Vorteil wäre. — Der längere Zeit drohende Grenzstreit zwischen den südamerikanischen Staaten Chile und Argentinien, der seit 1900 eine beständige Kriegsgefahr bildete, ist jetzt in ein friedlicheres Fahrwasser eingelenkt. Sowohl der Präsident der Republik Chile, **German Riesco**, als sein Gegner, General **Julio Roca**, Präsident der Argentinischen Republik, haben sich dahin geeinigt, die Frage über die Abgrenzung der streitigen Gebiete, oder Landstriche im Hochgebirge der Anden — Puna de Atacama und La Ultima Esperanza —, dem Schiedsspruche König Edwards VII. von England zu unterbreiten.

Wendische Teppichknüpferinnen in der Niederlausitz.

(Mit Bild.)

In der preußischen Niederlausitz macht man jetzt Smyrnateppiche nach echten Mustern, die sie in geschmackvoller Farbenpracht fast erreichen. Namentlich die anspruchslose wendische Bevölkerung, die den Spreewald zwischen Lübben und Kottbus bewohnt, hat sich mit Eifer auf diesen Erwerbszweig geworfen. Treten wir in solch ein wendisches Haus ein, so sehen wir die Frauen und Mädchen zu zweien auf einer kastenartigen Bank vor den Rahmen sitzen, in welchen die „Kette" aus Baumwolle oder Wolle gespannt ist. Im Innern der Bank sind zahlreiche, von oben durch Deckel zu öffnende Fächer, in denen die kurzen Wollfäden zum Einknüpfen in Flormaschen, nach Farben geordnet, liegen. Mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit knüpfen die Arbeiterinnen nach dem zwischen zwei Leisten eingeklemmten Muster die farbigen Fäden in die straff gespannte Kette ein und führen sie auf den schon fertigen Teil des Teppichs nieder, sie dort von Zeit zu Zeit mit eisernen Klöppeln aneinander hämmernd, damit das Gefüge recht fest wird. Unser Bild zeigt zwei junge Spreewälderinnen bei der Arbeit, in der sie sich auch nicht durch den Besuch des jungen Burschen stören lassen.



Wendische Teppichknüpferinnen in der Niederlausitz.

Blume und Schmetterling.

(Mit Bild auf Seite 45.)

Die Kunststadt München hat zwar kein Karnevalsfest von so allgemeinem öffentlichen Charakter wie die berühmten rheinischen Städte Mainz und Köln, aber die fröhliche Faschingszeit wird an der Isar nicht minder lustig auf den zahlreichen Redouten begangen. Natürlich treibt hier der ausgelassenste Künstlerhumor sein Wesen, und dieser spricht sich auch immer aufs neue aus in den Bildern und Zeichnungen der Münchener Maler, die dies Faschingstreiben uns schildern. Unser Bild giebt davon eine reizende Probe. „Blume und Schmetterling" hat es der Zeichner genannt. Der lose „Schmetterling", der mit seinen leichten Flügeln im Wirbel des Tanzes bisher unermüdlich dahingeflattert ist an der Seite seines Tänzers, war durstig geworden. Der gewaltige Maßkrug, der dem hübschen Münchener Kinde nun zum Kredenzen der Blume gereicht wird, steht in gar komischem Kontrast zu der duftigen Blumenwelt, in welcher die wirklichen Schmetterlinge ihren Durst löschen. Aber so ein Münchener Redoutenfalter versteht sich vortrefflich auf den Genuß dieser — „Blume".

Die Nase der Königin.

Erzählung von **Valentin Fern.**

(Nachdruck verboten.)

Zur Zeit der Königin Elisabeth von England befand sich die königliche Münze — welche jetzt auf Towerhill, also in der Nähe des Towers zu London, in einem schönen Gebäude untergebracht ist — im Tower selbst, und zwar aus Sicherheitsgründen. Auch der Münzwardein oder Münzmeister, wie er damals genannt wurde, hatte seine Amtswohnung im Tower.

Im Jahre 1593 war Jonathan Briggs, ein sehr geschickter Künstler in seinem Fache,



Blume und Schmetterling. (S. 44)

königlicher Münzstempelschneider und Hofmedailleur und in ersterer Eigenschaft dem königlichen Münzmeister untergeordnet. Er selbst wohnte aber nicht im düsteren Tower, sondern hatte seine Wohnung und seine Werkstätte im eigenen stattlichen und geräumigen Hause in der benachbarten Fenchurchstraße. Er war ein braver, redlicher Mann von etwa fünfzig Jahren und verheiratet mit einer wackeren Frau. Der Ehe war eine reizende Tochter Namens Mabel entsprossen, welche zur Zeit unserer Erzählung zwanzig Jahre zählte.

Als Gehilfe bei Briggs arbeitete ein junger Mann Namens Edmund Warren, der große Geschicklichkeit im Stempelschneiden und Wappenstechen besaß. Leider war er nicht mit Glücksgütern gesegnet. Aber was fragt die Liebe nach Geld und Gut! Er verliebte sich in Mabel, die ihn ebenso innig wieder liebte. Dem Vater Briggs war dies durchaus nicht recht. Da er bereits durch seine Kunstfertigkeit ein ansehnliches Vermögen erworben, hatte er höhere Absichten mit Mabel. Nach seiner Meinung sollte sie eine reiche oder doch vornehme Partie machen.

Indessen war diese Herzenssache noch zu keiner ernsten Entscheidung gediehen; ein passender Freier hatte sich bisher nicht gemeldet, und das war für die beiden heimlich Liebenden immerhin ein Trost.

Es war damals die Zeit des „lustigen Altenglands". Die Volksfröhlichkeit war noch nicht von dem finsteren Puritanertum vernichtet worden, wie es einige Jahrzehnte später geschehen sollte. Die Königin Elisabeth, obgleich schon sechzig Jahre alt, war doch noch immer rauschenden Vergnügungen und Festlichkeiten hold, und sie sah es auch gern, wenn das Volk sich amüsierte. An Vergnügungen aller Art fehlte es daher in London nicht; die Bühnenkunst stand in schönster Blüte, vornehmlich bei dem Theater, für welches William Shakespeare seine unsterblichen Tragödien und Komödien dichtete. Alles dies übte magnetische Anziehungskraft aus und bildete die Ursache, daß zahlreiche Fremde nach London kamen. Viele lebenslustige Landedelleute und Gutsbesitzer verthaten im Winter ihr Geld in der Hauptstadt, und die Gasthöfe waren oft überfüllt. Deshalb vermieteten manche Privatleute den wohnungsbedürftigen Fremden möblierte Zimmer und zogen daraus erklecklichen Vorteil.

Zu diesen Vermietern gehörte auch Jonathan Briggs. Er hatte für solchen Zweck eine möblierte Wohnung — aus geräumigem Zimmer, Schlafkabinett und einer Lakaienstube bestehend — verfügbar. Diese Einrichtung brachte ihm jahraus, jahrein eine hübsche Nebeneinnahme.

Im September 1593 stand die Wohnung gerade leer. Noch hatte sich kein Mieter dafür gefunden. Aber deshalb brauchte man nicht zu befürchten, daß die Zimmer diesmal unbenutzt bleiben würden, der Fremdenzuzug für den Winter war ja erst im Beginnen.

Es meldete sich denn auch alsbald ein Mieter. Ein stattlicher Mann war's von etwa dreißig Jahren, elegant in Seide und Sammet gekleidet, fast wie ein Kavalier. Ihm folgte ein Diener in Livree.

Briggs zeigte ihm die Wohnung, welche der Fremde sehr passend fand und sogleich für zwei Monate mietete. Darauf sagte er, daß er Francis Wilmot heiße und ein Gutsbesitzer aus Gloucestershire sei; sein Gut liege in der Nähe von Tewksbury. Er sei unverheiratet und wolle einige Zeit in London das Leben genießen. So zog er denn am nämlichen Tage noch ein mit einigem Gepäck und seinem Diener, der Daniel hieß.

Das Mittagessen war nicht im Kontrakt mit einbegriffen, ebensowenig das Abendessen. Wilmot und sein Diener speisten außer dem Hause in verschiedenen Wirtshäusern, bald hier, bald da. Das war nicht weiter auffällig, denn so pflegten es auch die meisten anderen Fremden in London zu halten.

Nachdem der Fremde acht Tage lang im Hause gewohnt hatte, kam er eines Morgens zu dem Stempelschneider in die Werkstatt.

„Meister," fragte er, „würdet Ihr wohl bereit sein, für mich ein neues, schönes Petschaft zu stechen?"

„Recht gerne, mein werter Herr," versetzte Briggs. „Doch müßtet Ihr Euch eine Weile gedulden, vier Wochen, vielleicht noch länger. Denn zur Zeit bin ich mit sehr dringender anderer Arbeit beschäftigt."

„O, es hat ja durchaus keine Eile! Auch sehe ich nicht auf den Preis, wünsche aber recht schöne, zierliche Arbeit. Was habt Ihr denn jetzt so Eiliges zu thun?"

„Ich schneide neue Prägstempel für die königliche Münze."

„Ach so! Ja, ich habe davon gehört, daß die Regierung die Anfertigung und Ausgabe neuer Münzen verfügt hat. Bezieht sich die Absicht nur auf Goldmünzen?"

„Nein, auch auf Silbermünzen und Kupfergeld."

„Ich halte es für eine gute und preiswürdige Maßregel, denn vielfach, besonders in den westlichen Grafschaften, herrscht zuweilen empfindlicher Mangel an hartem Gelde, was mancherlei oft unliebsame Weiterungen und Störungen im Geschäftsverkehr veranlaßt. Wird das Gepräge der Münzen ein anderes sein als das seitherige?"

„Ja, Herr, etwas verändert wird's sein. Seht hier diesen Stempel, den ich gerade fertig habe!"

Wilmot betrachtete aufmerksam den in Weichstahl kunstvoll geschnittenen Stempel, der nachher noch einem Härtungsverfahren unterworfen werden mußte, um für den Prägstock brauchbar zu sein.

„Das ist sehr schön!" rief er anerkennend. „Wahrlich, Meister, Ihr liefert vortreffliche Arbeit! Besonders das Bildnis der Königin ist von wunderbarer Aehnlichkeit."

„Kennt Ihr die Königin?"

„Ich habe sie zweimal in Windsor gesehen."

„Schade, daß sie eine so große Nase hat! Aber dafür kann ich nichts. Es ist nicht meine Schuld. Ich mußte pflichtmäßig die Natur kopieren."

„O, auch die Nase Ihrer Majestät ist Euch herrlich gelungen! Ja, diese Nase ist ein wahres Meisterwerk! Ausgezeichnet getroffen!"

„Ja, meine Arbeit scheint mir selber recht gut geraten zu sein. Und ich schmeichle mir, daß die Königin damit zufrieden sein wird."

„Das wird sie zuverlässig. Daran ist gar nicht zu zweifeln."

Danach entfernte Wilmot sich, nachdem er noch genaue Auskunft gegeben hatte über die Art, wie er das Petschaft wünsche.

In der Folgezeit kam er zuweilen wieder in die Werkstatt wie ein vertrauter Hausgenosse, sah sich da um und plauderte über dies oder das. Auch verschwendete er gelegentlich an die schöne Mabel die artigsten Schmeicheleien. Es schien fast so, als ob ihre Schönheit und Anmut tiefen und nachhaltigen Eindruck auf sein Herz gemacht habe.

Deshalb raunte Briggs eines Tages mit vergnügtem Schmunzeln seiner Frau zu: „Höre, Susanne, ich glaube beinahe, unser Mietsmann, der reiche Gutsbesitzer aus Gloucestershire, hat's ernstlich auf unsere Mabel abgesehen."

„Welch ein Glück wäre das für sie!" rief Frau Briggs. „Dafür müßte man dankbarlich den Himmel preisen!"

Das würdige Ehepaar gab sich fortan dieser angenehmen Hoffnung hin und behandelte den freundlichen Mietsmann mit noch größerer Hochachtung als zuvor.

Gar wenig davon erbaut war aber der junge Gehilfe Edmund Warren. Sein Gemüt wurde von aufkeimender Eifersucht mehr und mehr gepeinigt. Er konnte zuletzt die Pein nicht mehr aushalten und sprach insgeheim mit Mabel darüber.

Zu seinem großen Troste sagte sie lächelnd und kopfschüttelnd: „Sei ganz unbesorgt! Mir gefällt der gleißende Mr. Wilmot gar nicht. Ich empfinde sogar Widerwillen gegen ihn. Da ist etwas in seinem Wesen, was abstoßend auf mich wirkt. Was hat er für einen unsteten und stechenden Blick? Nein, ganz gewiß, glaube mir's, mein lieber Edmund, dieser Wilmot ist mir höchst zuwider!"

Das war eine Beruhigung für Warren und vermochte seine Eifersucht zu bannen. Allerdings schien auch ihm Francis Wilmot eine geheimnisvolle Persönlichkeit zu sein, und er begann, ihn zu beobachten.

Eines Abends bemerkte er zufällig auf der schon in Dämmerung gehüllten Straße, wie Wilmots Diener Daniel mit einem vermummten Menschen sprach, indem er ihm einen Brief gab.

Der junge Mann wurde von den beiden nicht beachtet, so sehr waren sie in ihr Gespräch vertieft. Aber Warren erkannte im Vorbeigehen den Vermummten, da dessen Kapuze sich ein wenig verschoben hatte.

Es war ein höchst gefährlicher Verbrecher Namens Simpcox, von dem Warrens verstorbener Vater bei seinen Lebzeiten um eine bedeutende Summe Geldes betrogen worden war, welcher Umstand zu seiner Verarmung geführt hatte. Simpcox hatte sich dann noch manche sonstige Betrügereien und Spitzbübereien zu schulden kommen lassen, hatte im Kerker von Newgate gesessen, am Pranger gestanden, war vom Büttel ausgepeitscht, vom Henker gebrandmarkt worden.

Kannte ihn nur der Diener Daniel? Oder kannte ihn auch dessen Gebieter? Diese Fragen beschäftigten eine Weile Edmund Warrens Nachdenken. Aber es war nicht möglich, Gewißheit darüber zu erlangen. . . .

Jonathan Briggs vollendete inzwischen die Münzstempel und lieferte sie an den Münzmeister im Tower ab, der nach genauer Prüfung seiner vollen Zufriedenheit Ausdruck gab.

Zunächst sollte von jeder Sorte nur eine Probemünze geprägt und der Königin vorgelegt werden, denn so hatte diese es bestimmt. Es war nämlich Ihrer Majestät durchaus nicht einerlei, wie ihr Bildnis auf den neu zu prägenden Münzen aussah, die in Millionen Exemplaren in ihrem Reiche in Umlauf gebracht werden sollten. Ihr goldenes, silbernes und kupfernes Porträt auf den Münzen verschiedener Art sollte auch schön aussehen, dem Volke gut gefallen und demselben imponieren.

Königin Elisabeth von England war auch noch in ihren alten Tagen, im sechzigsten Lebensjahre, welches sie nunmehr nach schon langer, ruhmvoller und kluger Regierung erreicht hatte, über die Maßen gefallsüchtig, putzsüchtig und eitel, dabei überaus launenhaft und zänkisch, wie so viele alte Jungfern, die sich darüber grämen und ärgern, daß sie nicht unter die Haube gekommen sind.

Unmöglich konnte ihr Spiegel ihr die unliebsame Wahrheit verhehlen, daß ihr Antlitz — welches eigentlich niemals schön, aber doch einst angenehm und geistvoll gewesen

war — nachgerade die Runzeln und Fältchen des Alters zeige, und daß ihre von Natur schon so stattliche Nase mit der Zeit noch länger und spitzer geworden sei.

Aber das wollte sie durchaus nicht einsehen. Sie glaubte noch an ihre vermeintliche Schönheit, besonders wenn sie recht viel Schminke daran wandte. Ihre königliche Nase erschien ihr in ihrem eitlen Wahne bei weitem nicht so lang, als sie es wirklich war. Noch immer ließ sie wohlgefällig aufs übertriebenste sich umschmeicheln von den Höflingen, den Malern und Dichtern, welch letztere mit Begeisterung von der „jungfräulichen Königin" phantasierten und schrieben; selbst Meister William Shakespeare that dies noch einige Zeit später in den wundervollsten und wohllautendsten Versen, nämlich in der berühmten Allegorie im „Sommernachtstraum". Das war damals unerläßlich. Ein Künstler, der den Großen und Mächtigen nicht schmeichelte, konnte weder auf Anerkennung noch auf Einnahmen rechnen. —

Eines Vormittags war Elisabeth in recht schlechter Laune, was leider sehr häufig vorkam. Gräfin Rutland, Lady Seymour und noch einige andere Hofdamen befanden sich bei ihr.

Da erschien ihr Schatzmeister aus dem Tower, um ihr die blanken neuen Probemünzen zur Ansicht und Genehmigung vorzulegen.

Elisabeth betrachtete aufmerksam das Gepräge der Münzen, mit besonderem Interesse natürlich ihr Porträt auf denselben, und darüber geriet sie in heftigen Zorn. Im höchsten Grade unzufrieden bezeigte sie sich über die Ausführung ihres Bildnisses.

„Das soll mein Porträtkopf sein?" schrie sie ergrimmt. „Sehe ich denn schon so alt aus? Und diese große, lange Nase? Guter Gott, das ist doch wahrlich nicht meine Nase!"*)

Sie reichte die Münzen ihren Hofdamen zur Ansicht. Diese waren selbstverständlich sogleich der Meinung Ihrer Majestät, der sie nicht zu widersprechen wagten, was sie um der Wahrheit willen doch eigentlich hätten thun sollen. Aber so sind die Hofdamen!

„Nein, es ist ganz und gar nicht Eurer Majestät Nase!" rief die Gräfin Rutland mit meisterhaft geheuchelter Entrüstung. „Eine wahre Entstellung!"

Und Lady Seymour jammerte: „Ach, wie mißlungen und häßlich ist diese Nase auf den Geldstücken! Gewiß und wahrhaftig, es ist gar keine Aehnlichkeit zu entdecken, denn Eurer Majestät Nase ist von dem vollkommensten und schönsten Ebenmaß."

Die anderen anwesenden Hofdamen beteuerten hoch und heilig dasselbe durch ähnliche Ausrufungen.

„Fort damit!" sagte gebieterisch Elisabeth. „Sehr unzufrieden bin ich. Der Stempelschneider, der mein Bildnis so ungeschickt für die Münzen gemacht hat, ist ein großer Esel! Nimmermehr gebe ich zu, daß neue Münzen so schlechten Gepräges in Umlauf gelangen. Es sollen sofort andere und bessere Prägstempel angefertigt werden."

Gegen solche mächtige Willensmeinung ließ sich füglich nichts thun. Sir Thomas Heneage und der Münzmeister verneigten sich tief in schweigendem Gehorsam und verließen das Gemach der Königin.

Noch am selben Tage wurde Jonathan Briggs durch den amtlichen Besuch des Münzmeisters überrascht, der ihm sämtliche Prägstempel zurückbrachte und ihm mitteilte, daß die Königin dieselben verworfen habe. Ueber die merkwürdige Scene bei Hofe gab er ihm genaue und ausführliche Auskunft.

*) Historisch.

Diese Kunde gereichte begreiflicherweise dem wackeren Stempelschneider zum größten Verdruß. Aufs tiefste fühlte er sich gekränkt in seiner Künstlerehre.

„Wer wirklich etwas von der Sache kennt und dieselbe zu beurteilen vermag, der muß einsehen, daß Ihre Majestät sich in einem beklagenswerten Irrtum befindet," meinte er seufzend. „Kann ich denn dafür, daß sie so gealtert ist, daß sie eine solche große Nase hat? Man möge doch eine Kommission von Sachverständigen berufen, um darüber zu entscheiden. Gewiß würde eine solche mir recht geben."

Lächelnd zuckte der Münzmeister die Achseln. „Meister Briggs," sagte er, „sicherlich habt Ihr recht, und die Königin ist im Irrtum und Unrecht. Aber dennoch müßt Ihr schweigend und geduldig die Unbill hinnehmen, denn Ihre Majestät ist groß, und Ihr seid klein. Ich habe darüber mit Sir Thomas Heneage, dem Schatzmeister, gesprochen, und er hat mir einen weisen Rat für Euch gegeben. Der Königin ist mit der Wahrheit nicht gedient, sie will lieber die gleißende Unwahrheit, und sie ist mächtig genug, um ihrem Willen Gehorsam zu verschaffen, wenn's auch gegen jeden gesunden Menschenverstand geht. Diese schönen Prägstempel mit den naturwahren Bildnissen sind also verworfen. Ihr müßt schleunigst neue Stempel anfertigen und darauf ein sehr geschmeicheltes und verschönertes Bildnis der Königin anbringen, sie so um ungefähr dreißig oder fünfunddreißig Jahre verjüngen. Das wird es sein, was sie wünscht."

„Und ihre große Nase?"

„Die müßt Ihr um reichlich ein Fünftel verkürzen und verkleinern und entsprechend idealisieren."

„Aber dann leidet die Aehnlichkeit."

„Das macht nichts, wenn's nur nicht gar zu auffallend ist. Je schöner die königliche Nase und das ganze Antlitz, desto besser! Was Schmeichelei anbelangt, so kann darin unsere alte Königin bekanntlich die unglaublichsten und erstaunlichsten Leistungen vertragen. Also danach richtet jetzt Eure Arbeit ein, Meister!"

Jonathan Briggs sah das auch ein. Er begriff, daß er sich dem Verlangen der Königin fügen müsse. Anderenfalls lief er Gefahr, seine gute Anstellung zu verlieren, wenigstens die einträglichen Arbeiten für die königliche Münze.

Die abgelehnten Prägstempel legte er in der Werkstatt in eine Schieblade und machte sich dann mit verbissenem Aerger an die Anfertigung ganz neuer Stempel.

Seiner Frau, seiner Tochter und seinem Gehilfen Edmund Warren verbot er aufs strengste, gegen irgend jemand etwas von diesem Vorfall zu äußern. Denn er befürchtete, durch Bekanntwerden desselben könne sein künstlerischer Ruf Einbuße erleiden. Also erfuhr auch der Mietsmann Francis Wilmot nichts davon.

Dieser, der noch einigemal wegen seines Petschafts in der Werkstatt sich blicken ließ und sich dort auffällig zu schaffen machte, nahm übrigens eines Tages Abschied. Er müsse in wichtigen Geschäften auf einige Wochen nach Hause reisen, erklärte er. Aber er werde bald wiederkommen, denn die Wohnung gefalle ihm sehr gut, und von dem lustigen Leben in London habe er noch nicht genug gehabt, sondern wünsche dasselbe baldmöglichst fortzusetzen.

Nach angestrengter und widerwilliger Thätigkeit brachte endlich Mr. Briggs die Prägstempel in der gewünschten Weise zustande. Diesmal erschien das Bildnis der Königin verjüngt, sehr verschönt, höchst geschmeichelt, besonders die Nase.

Neue Probemünzen wurde geprägt, Ihrer Majestät pflichtschuldigst zur Ansicht vorgelegt, und Elisabeth bezeigte sich darüber äußerst zufrieden.

„So ist's gut!" rief sie entzückt. „Jetzt erkenne ich mein getreues Bildnis. Dieser Künstler versteht etwas von der Sache. Er verdient eine Belobigung und Belohnung."

Ihre Hofdamen waren natürlich ganz derselben Meinung, wenn sie auch hinter dem Rücken der hohen Gebieterin über deren Eitelkeit weidlich lachten und spotteten.

Die Königin befahl allergnädigst, daß dem geschickten Stempelschneider eine ansehnliche Extrabelohnung gereicht werde. Dann wurden die neuen Münzen massenweise geprägt und in Umlauf gebracht.

Bald darauf wurde die Finanzverwaltung lebhaft beunruhigt durch das Auftauchen vieler geschickt verfertigter falscher Münzen, die, was die Prägung anbelangte, eigentlich besser waren als die echten, denn auf ihnen erschien das Antlitz der Königin viel älter, und besonders ihre Nase war erheblich größer, ganz der Wirklichkeit entsprechend.

Die Regierung setzte eine Belohnung von tausend Pfund Sterling für die Entdeckung der Falschmünzer aus. Der Münzmeister im Tower erhielt einige der falschen Stücke zur Vergleichung und genauen Untersuchung. Er zeigte sie dem königlichen Stempelschneider Briggs, und dieser war wie vom Donner gerührt, er erkannte, daß seine eigenen Stempel, nämlich die, welche die Königin verworfen hatte, zu den Fälschungen benutzt worden sein mußten. Mit fieberhafter Hast suchte er sie in der Schieblade, in welcher er sie damals verwahrt hatte. Die Prägstempel waren verschwunden, also zweifellos gestohlen.

Wer mochte der Thäter sein? Kein Fremder war in die Werkstatt gekommen außer jenem Francis Wilmot, der sich zuweilen dort zu schaffen gemacht hatte. Jetzt erschien dem Stempelschneider das Gebaren des Fremden in einem sonderbaren Lichte, und er teilte seinen Verdacht der Behörde mit. Es wurden Nachforschungen angestellt, welche ergaben, daß in Tewksbury bei Gloucestershire kein Gutsbesitzer des Namens Francis Wilmot ansässig sei.

Also hatte der freundliche Mietsmann gelogen, und es konnte kaum noch ein Zweifel obwalten, daß er in der That die Prägstempel gestohlen habe. Wahrscheinlich hatte ein wohlüberlegter Plan zu Grunde gelegen.

Jonathan Briggs und seine Frau Susanne schauderten bei dem Gedanken, wie es ihnen damals so wohlgefällig gewesen sei, daß ein solcher Mensch ihrer schönen Tochter Mabel Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, und daß sie ihn ohne weiteres zum Schwiegersohn genommen hätten.

Edmund Warren aber besann sich darauf, daß er einst den Diener Daniel des angeblichen Francis Wilmot im Flüstergespräch mit einem notorischen Verbrecher Namens Simpcox beobachtet habe, und erstattete davon Anzeige.

Es gelang, den Aufenthalt des verdächtigen Simpcox zu ermitteln, der in einer ganz abgelegenen Straße Londons wohnte.

Der Sheriff des betreffenden Stadtteils und zwanzig bewaffnete Häscher drangen unvermutet plötzlich abends in seine Behausung. Da überraschten sie in einem Hinterkeller die Falschmünzer bei der eifrigsten Arbeit. Wilmot und Daniel waren auch dabei. Mit den übrigen wurden sie verhaftet und abgeführt.

Wie sich herausstellte, hieß Wilmot eigentlich Ralph Hargreaves. Er hatte früher bessere Tage gesehen, eine gute Erziehung genossen und sich feine, weltmännische Manieren angeeignet, war dann aber durch schlechte Streiche und Ausschweifungen tief gesunken und zuletzt zum Verbrecher geworden.

Sämtliche Schuldige mußten die furchtbare Strafe erleiden, welche damals das Gesetz über Falschmünzer verhängte.

Edmund Warren erhielt von der Regierung die ausgesetzte Belohnung von tausend Pfund Sterling.

Auf solche Weise kam er zu einem ansehnlichen Vermögen. Nun durfte er's wohl wagen, um die Hand der schönen Mabel anzuhalten. In der That wurde sie die Seine. Und wem hatten sie die Erfüllung ihrer Wünsche im Grunde zu danken? — Der großen Nase der Königin!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine fürsorgliche Behörde. — Die Gesundheitsbehörde des nordamerikanischen Staates Jowa befaßt sich bei Beginn der verschiedenen Jahreszeiten jeweilig mit der Veröffentlichung besonderer Ratschläge zu Nutz und Frommen der Bewohnerschaft. So lautet die diesbezügliche Frühjahrsbekanntmachung folgendermaßen: „Der Frühling wird bald seinen Einzug halten, bald werden sich die Fliegen einstellen und Wohnraum und Nahrung fordern. Weder das eine noch das andere sollte ihnen bewilligt werden, denn sie kommen aus unsauberen Plätzen, in denen Schmutz sich an ihre Beine angehängt hat, und kriechen über Brot und Zucker, Früchte, Kuchen und Pasteten, wobei sie Bakterien der gefährlichsten Sorte zurücklassen. Daher wird das Geld, welches für Fliegenfenster und -thüren und leimbestrichenes Fliegenpapier verausgabt wird, für gut und vorteilhaft angewendet erscheinen."

Das Nahen des Frühlings hat der Jowaer Behörde noch einen anderen Rat abgelockt. Es wird nämlich aus therapeutischen, ästhetischen und gesundheitlichen Gründen das Essen von Zitronen anempfohlen, und zwar wendet man sich dabei hauptsächlich an die Frauen, die man richtig einzufangen weiß durch die Bemerkung, daß es in der ganzen Welt kaum etwas Besseres gäbe als Zitronen. Vermöge dieser Frucht würde eine reine, frische Gesichtsfarbe durch gute, gesunde Arbeitsthätigkeit des Magens und der Leber erzielt, und diese beiden Organe würden dadurch wohlthätig beeinflußt werden. Aber nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich angewendet zeige die Zitrone große Tugenden, denn „der Zitronensaft mit Wasser, am besten mit Regenwasser, gemischt, ist von großem Vorteil für die Haut und verhütet das Braunwerden".

Boshafte Menschen haben aus diesen Vorschriften natürlich sofort wieder Waffen der Verleumdung geschmiedet und behauptet, die Mitglieder der Gesundheitsbehörde ständen mit Drahtnetz- und Zitronenverkäufern in Verbindung, denen dadurch größerer Absatz geschafft werden sollte.

Nun, wenn die Gesundheitsbehörde auf diese Weise eine Besserung des öffentlichen Gesundheitszustandes herbeiführen kann, so hat sie ihren Zweck erreicht und zwar auf kluge und kostenlose Art. [v. Br.]

Ein Vielliebchen. — Als Großfürst Konstantin von Rußland einst Paris besuchte, speiste er eines Tages in Gesellschaft der großen Tiermalerin Rosa Bonheur. Beim Dessert aßen beide ein „Vielliebchen". Der Großfürst verlor die Wette und fragte die Künstlerin, was er ihr zum Geschenk machen solle.

„Irgend ein Tier, das sich gut zum Malen eignet," versetzte sie lachend, „irgend etwas recht Hübsches."

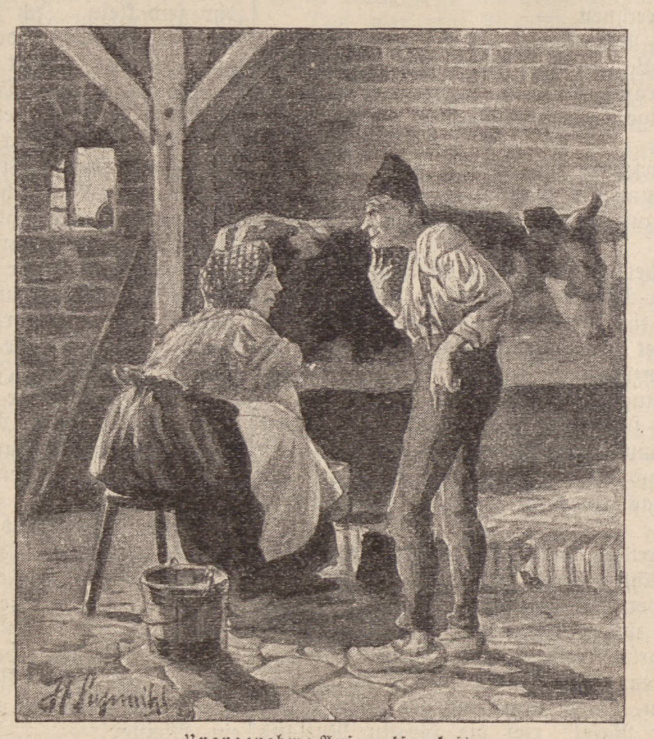
Der Großfürst sagte lächelnd zu und verließ zwei Tage später Paris. Lange Zeit hörte Rosa Bonheur nichts mehr von ihm. Die Künstlerin hatte die Wette schon vergessen, als eines Tages das Geschenk anlangte, das aus — drei riesigen Eisbären bestand. [— dn —]

Humoristisches.



Für die Zähne.

Köchin (mit ihrem Schatz an der Plakattafel): Siehste, Schorschl, das is jetzt das Beste für die Zähne; das kauf' ich dir, wenn du's magst!
— Geh mir weg mit dene neumodischen Geschichten; ein Stück saftiger Schweinsbraten is mir alleweil noch das Liebste für die Zähne!



Unangenehme Aufmerksamkeit.

Bauer: Alte, morgen krieg'n m'r B'such aus der Stadt. Die werr'n kei' gewöhnliche Kuhbutter essen wollen, denen müssen m'r schon feine Kunstbutter aus der Stadt holen!

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 5:
Die Geduld ist der Schlüssel des Erfolges.

Streich-Rätsel.

Rabe, Tiber, Lachs, Hebel, Held, Salz, Buch, Feder, Keller, Ende, Oper, Rost, Wald, Natur, Post, Riga, Ampel, Fisch, Linz, Elle.

Man streiche in jedem der oben angeführten Wörter einen Buchstaben und füge an Stelle desselben einen anderen hinzu, so daß neue Wörter entstehen. Die hierzu zu verwendenden Buchstaben sind die folgenden: a, b, e, d, e, e, e, g, h, i, m, m, n, n, r, s, t, t, u, ü. Die neu eingestellten Buchstaben ergeben ein Sprichwort. Wie lautet dieses?

Auflösung folgt in Nr. 7.

Homonym.

Zweibeinig bin ich in buntem Gewand
Gezogen einst durchs deutsche Land,
Fing hübsche Mädchen und Knaben.
Vierbeinig spring' umher ich noch heute,
Schädliche Tiere sind meine Beute,
Die selber vier Beine auch haben.

Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösungen von Nr. 5:

des Anagramms: fast Nacht, Fastnacht;
der viersilbigen Charade: Vatermörder.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.